

Die „Gemeinde“ zwischen Taufest und Familienfeier – Kirchentheoretische Konsequenzen aus der Pluralisierung der Taufpraxis

Mein Referat soll sich mit den ekklesiologischen, oder – eher praktisch-theologisch formuliert – mit den *kirchentheoretischen* Konsequenzen befassen, die sich aus der Pluralisierung der Taufpraxis ergeben. Diese Pluralisierung ist auf der Tagung bereits deutlich in den Blick gekommen – und zwar nicht zuletzt hinsichtlich der *Konflikte*, die sich aus der Vervielfältigung des Taufalters, der Tauforte und den möglichen Formen des Taufgottesdienstes selbst – am Sonntag, am Samstag Nachmittag, bei der Konfirmation, oder gerade nicht – regelmäßig ergeben.

Mit einem gewissen Neid habe ich gestern wahrgenommen, wie Christoph Müller, wie Klaus Raschok und wohl auch Herr de Boor und Herr Haase jeweils eine in sich konsistente Sichtweise der Taufe präsentiert haben, sozusagen ein *Taufprogramm*. Eine solche, in sich geschlossene Sicht der Dinge kann ich Ihnen im Folgenden nicht präsentieren. Mein Beitrag stellt vielmehr eine Art Resümee dessen dar, was ich in den letzten Tagen gehört und dabei theoretisch wie praktisch gelernt habe.

Meine eigene Perspektive auf das Thema, unter der ich die Tagung vorläufig bündeln will, ist durch drei Grundüberzeugungen geprägt – wenn Sie so wollen: durch drei Vorurteile.

Erstens: Praktische Theologie wird meines Erachtens erst dort nötig oder doch spannend, wo sie nach *Konflikten*, nach Spannungen, Irritationen und Auseinandersetzungen bezüglich des kirchlichen Handelns fragt. Das gilt in der Gegenwart wie historisch: Wenn eine (kirchliche) Praxis sich ohne Spannungen und Konflikte vollzieht, bedarf es keiner Praktischen Theologie. Solche Konflikte – vielleicht weniger

manifest, aber doch in typischen Anfragen latent vorhanden – lassen sich auch im Blick auf das Handeln im Umfeld der Taufe und der Tauferinnerung wahrnehmen.

Zweitens: Eine Bearbeitung dieser Konflikte sollte die Praktische Theologie nach meiner Überzeugung weniger dadurch versuchen, dass sie Handlungsprogramme oder (wie es oft erwartet wird) ganz praktische Orientierungen entwirft – dies jedenfalls nicht in erster Linie. Sondern sie dient der Klärung, der Bearbeitung, gelegentlich auch der Lösung der jeweiligen Konflikte eher so, dass sie möglichst *genau wahrnimmt*, was in diesen Praxiskonflikten empirisch – und zugleich historisch geprägt – vor sich geht. Eine solche genaue Wahrnehmung setzt voraus, dass man produktive, erschließende Fragen stellt, die in dem jeweiligen Handlungsfeld eine neue Sicht – und damit dann auch neue Orientierung – ermöglichen. In der Formulierung solcher Erschließungsfragen besteht m.E. die eigentliche Kunst der Praktischen Theologie.

Drittens: Die praktisch-theologische Wahrnehmung der kirchlichen Konfliktfelder profitiert in besonderer Weise davon, jene Konflikte auf das jeweils zugrunde liegende *Verständnis der Kirche* zu befragen. Genauer formuliert: Es ist zu eruieren, welche Bilder der ‚Kirche‘ bzw. der ‚Gemeinde‘ von den Konfliktbeteiligten explizit oder (meistens) implizit vorausgesetzt werden und so auch die jeweilige Konflikt-dynamik steuern. Ich versuche, diese verschiedenen Kirchen- oder Gemeindebilder herauszuarbeiten, sie historisch und theologisch zu verorten, und auf ihre Konsequenzen für die Wahrnehmung der Praxis zu befragen¹.

Aus diesem Interesse an einer genaueren, konfliktanalytisch und theologisch geleiteten Wahrnehmung ergibt sich der folgende Gliederung meines Referates, im Wechselspiel zwischen empirischen Materialien und theoretischen Impulsen:

1. Das eigentümliche Bild der Gemeinde im Bericht von einem Tauffest in Loccum;
2. ein Rückblick: die Tauf- und Gemeindebilder in den Beiträgen des gestrigen Tages;
3. das Tauf- und Gemeindebild von Herrn ‚Baumert‘ – einer der Taufeltern, die von Regina Sommer in ihrer einschlägigen empirischen Studie „Kindertaufe – Elternverständnis und theologische Deutung“ (2009) vorgestellt werden;
4. Folgerungen für die Theorie einer Gemeinde bzw. einer Kirche, die sich in einer vielfältigen Pluralisierung der Taufe erfährt und sich darin orientieren will.

1. Tauffest und Gemeindebild

In dem Heft „Taufe und Freiheit“, das die Projektgruppe des Reformprozesses im Kirchenamt der EKD zum Jahr der Taufe (2011) im Herbst 2010 publiziert hat, findet sich (S. 24f.) eine Doppelseite mit der Überschrift „Erlebt auf dem Tauffest in Loccum 2008“. Auf der oberen Hälfte der Doppelseite sieht man vier Bilder, arrangiert wie in einer Sammlung von Papierphotos, die man herumzeigen kann. In der Mitte ist eine Taufschale, vor der Klosterkirche, abgebildet, die beiden Photos links zeigen – fokussiert auf den Täufling und eine/n Pastor/in – Taufszenen an verschiedenen Orten im Freien. Das rechte Photo zeigt den Loccumer Ortspastor J. Köhler, der – im Inneren der Klosterkirche – einen Säugling, „die kleine Jette“ (Bildkommentar) auf dem Arm trägt; im Hintergrund ist eine Reihe weiterer Taufpastorinnen und -pastoren erkennbar, die – ebenfalls im Talar – im Chorgestühl sitzen.

Unter der Überschrift „Kleinster Täufling“ wird S. 25 aus der Perspektive von Jettes Mutter vom Tauffest berichtet.

Kleinster Täufling

Auf der Wiese vor der Klosterkirche ließ Nicole Ahl ihre Tochter Jette taufen. Als wir hörten, auch in diesem Jahr werde es wieder ein großes Tauffest im Loccumer Kloster geben, war klar, unsere Tochter Jette sollte – obwohl dann erst neun Wochen alt – mit den zahlreichen anderen Täuflingen dabei sein. Uns gefiel der Gedanke, von vielen Menschen begrüßt und mit anderen Menschen zusammen in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden und dies mit einem Fest richtig zu feiern. Unsere beiden Söhne waren im kleineren Rahmen getauft – auch schön.

Nach ersten Gesprächen im Kirchenkreisbüro Stolzenau und mit Pastorin Andrea Schridde, der Taufpastorin, war der Ablauf dieses Tages geklärt. Am 7. Juni starteten wir bei strahlendem Sonnenschein zu Fuß Richtung Klostergelände. Vor der Kirche empfing uns der Posaunenchor mit Chorälen, wir nahmen die für uns reservierten Plätze ein.

Besonders schön fanden wir, dass Paten und Geschwister das Taufwasser bereits vor dem Gottesdienst aus dem Jacobsbrunnen im Loccumer Klosterwald holten. Vor allem Jettes Paten und ihr großer Bruder Jacob waren beeindruckt. Bruder Konrad erzählte später noch oft von dieser ‚Wanderung‘.

Im Gottesdienst wurde viel gesungen und gelacht. Pastor Joachim Köhler trug Jette, den jüngsten Täufling, in der Kirche herum, während er die Bedeutung der Taufe verdeutlichte, und welche Verantwortung Eltern und Paten für diesen Menschen übernehmen. Leider war der Gottesdienst in der Kirche, besonders für die vielen Kinder, recht lang.

Anschließend verteilten sich acht Taufgemeinschaften auf dem Klostergelände. Jette wurde unter freiem Himmel bei strahlendem Sonnenschein getauft – auf der Wiese vor der Kirche. Dieser Teil des Gottesdienstes hätte gern noch länger dauern können. Und eigentlich hatten wir auch gedacht, dass das Zeitverhältnis der Gottesdienstanteile ‚drinnen und draußen‘ umgekehrt sein würde.

Anschließend versammelten sich fast alle Taufgesellschaften in der alten Zehntscheune zum Kaffeetrinken. In dem riesigen Raum, auch ‚Elefant‘ genannt, wurde es dann doch recht voll.

Vielleicht sollte eine Aufnahme in die Christengemeinschaft immer auf diese Weise erfolgen: im Rahmen eines großen fröhlichen Festes, gefeiert von vielen Gleichgesinnten. So wird allen tatsächlich bewusst, was es heißt, angenommen und aufgenommen zu sein, gestützt und getragen zu werden und Halt zu erfahren.

Diese eine Perspektive auf das Tauffest kann nicht repräsentativ sein, sondern allenfalls exemplarisch, zumal sie durch die schriftliche Form des Berichts und durch die Einfügung in das EKD-Heft, vielleicht redaktionell bearbeitet, mehrfach gebrochen ist.

Gleichwohl können hier drei Fragen gestellt werden: Welches ideale Bild der Tauffeier wird erkennbar? Welche kritischen Aspekte werden erwähnt? Welches Bild der Gemeinde wird – ebenfalls in affirmativer wie in kritischer Perspektive – vermittelt?²²

Das Bild einer idealen Taufe

Der Bericht betont die Gemeinschaft: die große „christliche Gemeinschaft“ der „Gleichgesinnten“; dazu die familiäre Gemeinschaft, auch mit den Paten; sowie die Versammlung der Taufgemeinschaften in der Zehntscheune.

Dazu werden die sinnlichen Aspekte, die Qualitäten des Erlebens sehr akzentuiert: der „strahlende Sonnenschein“ (zweimal!); der „Posaunenchor mit Chorälen“; die Prozession der Paten und Geschwister zum Jakobsbrunnen, die „beeindruckt“

hat; das Singen und Lachen in der Kirche; auch die Präsentation der eigenen Tochter bei der Taufkatechese des Pastors.

Insgesamt wird das Tauffest auf diese Weise im Modell eines großen, mehrstündig und an vielen Orten gefeierten Sommerfestes wahrgenommen. Der Gottesdienst in der Kirche erscheint dann eher als eine Art Vorprogramm, das pflichtgemäß zu absolvieren ist – und wird darum, im Vergleich zum eigentlichen Fest, als „leider ... recht lang“ empfunden.

Der Bericht deutet die Taufe vor diesem Hintergrund ausdrücklich, durchaus theologisch, als eine festliche „Aufnahme in die Christengemeinschaft“, in die Gemeinschaft der „Gleichgesinnten“, in der der Täufling „begrüßt“ wird. Dieses Fest soll – so eine weitere, an Bild und Text angeschlossene Deutung der Taufe – deutlich machen, „was es heißt, ... gestützt und getragen zu werden und Halt zu erfahren“.

Kritik an der ‚normalen‘ Taufpraxis

Die Bemerkungen der Autorin zur Zeiteinteilung sowie die begeisterte Schilderung des Tauffestes implizieren eine kritische Sicht auf die übliche Taufpraxis: Die „Aufnahme in die Christengemeinschaft“ sollte „vielleicht immer auf diese Weise erfolgen: im Rahmen eines großen, fröhlichen Festes, gefeiert mit vielen Gleichgesinnten“.

Eine ‚normale‘ Taufe, so lässt sich das lesen, wird eben nicht festlich, nicht fröhlich gefeiert – weil nur wenige daran teilnehmen, weil die Kinder nicht zu ihrem Recht kommen, oder weil die Beteiligten keine erkennbar gemeinsamen Überzeugungen haben. Mit aller Vorsicht wird hier eine Differenz zur alltäglichen Wahrnehmung des christlichen Glaubens markiert, in der es eben nicht (mehr) klar ist, wie es um die ‚Gesinnung‘ der anderen steht.

Bild der Gemeinde

Während in den Texten die sichtbare Gemeinschaft vieler Menschen betont wird, markieren die Bilder noch einen anderen Aspekt: Die taufende Gemeinde ist eine pastorale Veranstaltung. Die Namen der taufenden Pastor/inn/en werden im Bildkommentar und – zusammen mit den Namen des Loccumer Abtes und der Superintendentin – auch in dem anderen Bericht, der hier abgedruckt ist, mehrmals genannt.

Aufschlussreich ist auch die Bemerkung, dass die Familie „die für uns reservierten Plätze“ einnehmen konnte: Die Kirche erscheint als ein Ort, wo es für die Menschen einen schon vorbereiteten Platz gibt, wo man empfangen, ggfs. auch „gestützt und getragen“ wird. Wieder ist im Hintergrund eine Differenz zwischen einer solchen Gemeinde und einem Alltag erkennbar, in der diese selbstverständliche Auf- und Annahme, dieses Gestützt- und Gehaltenwerden eben nicht zu erwarten ist.

Von hieraus erschließt sich vielleicht auch die große Nähe zwischen dem familiären und dem kirchlichen Binnenraum, die hier markiert wird: Die Gemeinde erscheint im Tauffest als eine Art großer Familie, in deren schützenden Rahmen die Geschwister und andere Familienmitglieder der Täuflinge sich einerseits selbst als Familie erleben und darstellen können, und die den familiären Zusammenhalt andererseits erheblich erweitert und damit zugleich stützt.

Die programmatische Dimension

Eine letzte Beobachtung: Die hier vorliegende Schilderung der Taufe, und auch die dahinter stehende Bilder von Gemeinde bzw. Kirche, haben offenbar einen starken programmatischen Zug: So und so sollte es sein – eine fröhliche Gemeinschaft, stützend und haltend, kind- und familiengerecht; und es ist zu kritisieren, wenn diese Erwartungen (die im Einzelnen ganz unterschiedlich sein mögen) nicht erfüllt werden. Etwas zugespitzt: Man weiß eigentlich immer schon, wie es sein sollte – und muss dann ggfs. mit der Irritation umgehen, dass es konkret nicht so ist, wie man es eigentlich erwartet.

Solche Irritationen durch enttäuschte Erwartungen begegnen nicht nur bei den Pfarrerrinnen und Pfarrern, sondern auch, vielleicht noch stärker bei den Mitgliedern der Taufgesellschaft. Diese Irritationen haben m.E. damit zu tun, dass sowohl der Begriff der Taufe als auch die Vorstellung von ‚Gemeinde‘ in sich einen starken normativen Akzent haben: So und so sollte es sein. Dieser programmatischen Dimension, diesem normativen Impuls, der sich aus impliziten Selbstverständlichkeiten speist, möchte ich weiter nachgehen, denn er scheint mir – nicht nur im Blick auf die Taufe – wesentlich zum Begriff der (evangelischen) Kirche hinzuzugehören.

2. Taufbilder und Gemeinde-Ideale des gestrigen Tages

In einem zweiten Schritt möchte ich nun einige der programmatischen (!) Einsichten, die sich gestern ergeben haben, unter den Leitfragen der Tagung resümieren: Wie wird die Taufe nachhaltig? Wie wird sie zur Basis von kirchlicher Zugehörigkeit, oder – und das steht m.E. dahinter – wie trägt die Taufpraxis zum Aufbau der Gemeinde, zu ihrem (jedenfalls inneren) Wachstum, zu ihrer Vertiefung und quantitativen Erweiterung bei? Ich erinnere an vier Konzepte:

Klaus Raschzok: Die Taufe muss eine markante rituelle Gestalt haben

Die Taufe muss im „Meer der Wörter“ eine wiedererkennbare „Schatzinsel“ sein, ein räumlich-körperlich „umfriedeter Ort“, eine verlässliche, eine immer wieder zugängliche „Verbindung von Himmel und Erde“ – das waren einige Stichworte.

Aus diesen Akzenten lässt sich eine recht präzise Vorstellung von Kirche entnehmen – an einigen Stellen hat Raschzok das auch ausdrücklich gemacht. Die Kirche wird hier als eine Weggemeinschaft entworfen, als eine Gemeinschaft, die gemeinsam Spuren sucht, auch als eine Gemeinschaft der Fürbittenden – Sie erinnern sich an das Gebet, die am Ende seines Handouts abgedruckt ist. Die Kirche ist eine Sozialität, die verlässlich erkennbar ist: in strukturierten Räumen, in eindrücklichen Szenen und geheimnisvollen Ritualen. Dass hier eine normative Vorstellung geäußert wird, ein Programm der Taufe wie der taufenden Kirche, das macht Raschzok sehr deutlich.

Christoph Müller:

Taufe braucht einen erkennbaren biographischen Zusammenhang

Die Taufe wird nachhaltig, sie wird zur Basis von individuellem Glauben und kirchlicher Gemeinschaft, wenn sie biographische „Schlüsselszenen“ darstellt und feiert. Die Taufe gewinnt an Bedeutung, wenn sich mit ihrer Feier lebensgeschichtliche Wendungen, tiefe Einsichten, auch Erfahrungen der Befreiung verbinden lassen: Die Taufe braucht einen erkennbaren biographischen Zusammenhang.

Im klaren Unterschied zu Raschzok ergibt sich die Nachhaltigkeit der Taufe dann nicht primär in Feier selbst, in ihrer rituellen Qualität, sondern viel eher in den begleitenden Gesprächen: Im Taufgespräch, oder in einer längeren Taufvorbereitung,

wie sie in den Schweizer Reformierten Kirche nicht selten ist. Vielleicht ergibt sich der biographische Horizont der Taufe, der ihre bleibende Bedeutung verbürgt, sogar erst im Nachhinein, vielleicht auch erst in der praktisch-theologischen Befragung.

Auch dieses Konzept impliziert ein klares Bild der Kirche: Sie erscheint als eine Gemeinschaft intensiven Gesprächs, als eine Institution, die sich in Bildungs- und Seelsorge-Vollzügen konstituiert, in der gemeinsamen Arbeit mit Texten – und damit als Ort, wo die Einzelnen sich – mittels der Texte, der Traditionen, auch der gefeierten Rituale – selbst besinnen können: auf ihre Lebensgeschichte, deren belastende und befreiende Elemente, auf die religiöse Dimension ihrer Biographie, auf deren Transzendenz- oder Gottesbezug.

Dieses Konzept hat, so scheint mir, einen ausgesprochen reformierten Zug: Die Kirche gilt hier als eine Gemeinschaft von Individuen, die sich – etwa anlässlich der Taufe – intensiv mit sich selbst und mit Gott auseinander setzen, und die auf diese Weise, also biographisch-reflexiv in einen heilsamen Abstand zum Beruflichen, zum Familiären, auch zum kirchlichen Alltag treten. Eine Kirche, eine Gemeinde bildet und stabilisiert sich demnach nicht primär über liturgische Vollzüge des Feierns und Erlebens, sondern vielmehr allererst über die intensiv bedachte Frage, wie jenes Erleben mit Schlüsselszenen der je eigenen Biographie verbunden ist.

Taufe wird nachhaltig, wenn durch die Paten die christliche Gemeinschaft im Ganzen personal sichtbar wird

Der gestrige Nachmittag war den Taufpaten gewidmet sowie den Konflikten, die sich daran anschließen: Lässt sich eine Patenschaft annullieren? Ist es möglich, dass Paten später dazu kommen? Jedenfalls wurde in den Referaten von Herrn Haase und von Herrn Heidchen (Kindernothilfe) deutlich: Paten können zu Begleitern werden, sogar zu geistlichen Begleitern, wie es bei der Kindernothilfe ursprünglich mitgemeint war, zu Fürbittenden. Und Paten werden nicht selten zu Vermittlern in andere, in fremde kulturelle Räume – das ist bei der Kindernothilfe inzwischen Programm, lässt sich aber m.E. auch für das christliche Patenamts behaupten.

Viele der Konflikte, die gestern thematisch waren, ergeben sich aus der Wahrnehmung der Paten im ‚Volk‘, seitens der ‚normalen‘ Menschen, die weniger mit der Kirche vertraut sind. Die Paten gelten gemeinhin als Personen, die etwas Verlässliches repräsentieren: jenseits des alltäglichen Familienlebens, der vertrauten

Nachbarschaft – und auch jenseits der Einschränkungen, die mit diesen alltäglichen Erfahrungen einhergehen können: für alleinerziehende Mütter, für sozial oder ökonomisch eingeschränkte Familien. Die Paten markieren eine verlässliche Alternative außerhalb der jeweiligen persönlichen Situation.

Was ist dann eine ideale, eine nachhaltige Taufe? Davon ist wohl zu sprechen, wenn konkrete Personen den Täufling (und seine Familie) an die Taufe oder das Getauftsein erinnern, wenn sie es bezeugen, wenn also in diesen Personen der Halt, die Zusage Gottes kontinuierlich und profiliert zum Thema gemacht wird. Nachhaltig dürfte die Taufe sein, wenn mittels der Paten die christliche Gemeinschaft im Ganzen konkret, eben personal sichtbar wird, ihre Überzeugung, ihre Schätze, auch der dadurch bezeugte göttliche Schutz und Halt – und zwar kontinuierlich, langfristig und zugleich persönlich profiliert.

Wenn die Kindernothilfe formuliert „Der Globalisierung [oder der Not] ein Gesicht geben“, dann kann man umgekehrt für das christliche Pateninstitut sagen: ‚Der Kirche ein Gesicht geben‘. Die Paten geben der Kirche, ihrer Tradition im Blick auf den Täufling ein Gesicht.

Wie erscheint bei einem solchen Ideal von Taufe die Kirche? Etwas überspitzt, aber von Herrn Haase doch so ähnlich formuliert: Die Kirche ist ein Geflecht von Patenschaftsbeziehungen. Ganz ähnlich hat es seinerzeit Ernst Lange formuliert: Die Kirche ist, ausgehend von Jesus, ein Geflecht von Bürgerschaftsbeziehungen, in denen die Christen einander für die Verheißung des Reiches Gottes einstehen³.

„Wir haben alle Paten, und wir sind alle Patinnen und Paten“ – so hat es gestern jemand formuliert. Die Kirche besteht demnach aus einem sekundären Verwandtschaftsnetz, das die biologische Verwandtschaft, auch die persönlichen Sympathien und Freundschaften (erstens) geistlich ergänzt und übersteigt und das (zweitens) durchaus auch eine ökonomische Sicherungsfunktion hat. Es gibt ja nicht nur Patenschaften für Kinder in der Zweidrittelwelt, sondern es gibt ja auch Patenschaften für kirchliche Projekte, für Kindergärten, für die Dorfkirche. Auch in bestimmten Bereichen des kirchlichen Handelns hat die Patenschaft – angesichts sinkender Kirchensteuereinnahmen – die Funktion ökonomischer Sicherung.

Neben einem geistlichen Übersteigen und neben dem ökonomischen Aspekt trägt das kirchliche Geflecht von Patenschaftsbeziehungen (drittens) dazu bei, die christlichen Einstellungen und Überzeugungen für die Einzelnen und dann auch in

der Öffentlichkeit sichtbar zu machen – nicht zuletzt dieser öffentliche Aspekt der Patenschaft lässt sich der Kindernothilfe lernen. Auch die Patenschaftsbeziehungen, in denen die Kirche lebt, machen – so gesehen – die christlichen Überzeugungen öffentlich sichtbar.

Taufe wird nachhaltig der Auseinandersetzung mit ihren Symbolen

Die verschiedenen Praxisbeispiele zur Taufpädagogik, vom Kindergottesdienst über Konfirmandenarbeit, Eltern-Kind-Gruppen bis zu Kindertagesstätten ließen, bei aller Verschiedenheit, doch erkennen: Die Taufe wird nachhaltig in einer gezielten Auseinandersetzung mit ihren Symbolen, den sinnlichen Zeichen der Taufe, auch mit den einschlägigen Geschichten und Vollzügen.

Erinnert sei an den Vorschlag eines Diakonie-Praktikums, das als Ausdruck eines bestimmten Tauf-Ethos verstanden werden kann: Es sind Getaufte, die sich am Rande der Gesellschaft, für Notleidende und Bedürftige engagieren – eben dies kann deutlich werden, wenn ein solches Praktikum in den Konfirmandenunterricht integriert wird.

Auch von hieraus lässt sich ein bestimmtes, wiederum programmatisches Bild von Kirche rekonstruieren: Sie erscheint als ein katechetischer Zusammenhang, als eine Gemeinschaft der einander Bildenden und Begleitenden, mit Hilfe von Sinnzeichen, die Alltagserfahrungen aufnehmen (Licht/Dunkelheit, Waschen, Berührungen mit der Hand) und die wesentlich sakramental strukturiert sind. Auffällig ist ja der Bezug zum Abendmahl, der sowohl im Kindergottesdienst wie bei der Konfirmation hergestellt wird: Die Kirche lebt in ihren Sakramenten; und dort wird sie auch anschaulich, öffentlich.

Man kann die bisherigen Ergebnisse der Tagung im Einzelnen gewiss anders akzentuieren; man kann sie jedenfalls ergänzen und erweitern. Die vorstehende Skizze sollte jedoch vor allem in eine spezifische Fragerichtung einüben, die m.E. bei allen theoretischen Programmen und praktischen Konzepten anwendbar ist: Welches Idealbild von Taufe wird hier – durchaus kritisch, auch im Rekurs auf konkrete Konflikte – jeweils skizziert, und welches Idealbild von Kirche wird auf diese Weise, so implizit wie wirkungsvoll, plausibel gemacht? Mittels dieser Fragehaltung ergeben sich m.E. vor allem vier durchgehende Beobachtungen.

1. Allen Beiträgen eignet ein kritischer und damit, jedenfalls implizit, zugleich normativer Impuls, nicht nur im Blick auf die Taufe, sondern auf die Gemeinde insgesamt: Die Patenschaft soll profiliert werden (Haase), ebenso die kirchlichen Raumbezüge (Raschzok); die biographische Schlüsselszenen der Einzelnen sollten mehr Gewicht erhalten (Müller); die Taufe muss insgesamt familienfreundlicher werden (Grimm); die Konfirmanden sollen als Schatz der Gemeinde gewürdigt werden (v. Stemm) – und so weiter. Durchgehend ist ein kritischer Blick auf die gegenwärtige Praxis, auch auf das Bild, das die Gemeinde im Umfeld der Taufe derzeit abgibt. Anders gesagt: Allen Beiträgen eignet ein Moment der Unruhe, des Übersteigenden hin zu einer ‚eigentlichen‘ Praxis, die als noch ausstehend begriffen wird.
2. Als Zielpunkt dieses normativen Impulses erscheint – wie schon in dem Bericht vom Loccumer Tauffest (s.o. 1.) – die Forderung nach mehr Sinnlichkeit, mehr Erlebbarkeit. Das gilt für die Taufe, deren Symbole, deren zentrale Szene (Raschzok) oder deren Schlüsselszenen markanter werden sollen oder die festlicher zu begehen ist. Es gilt aber auch für die Gemeinde im Ganzen, deren Räume besser zu pflegen und auszugestalten sind, die – mittels der Patenschaft – ein Gesicht erhalten und – nicht nur in Loccum – als „Gemeinschaft der Gleichgesinnten“ sichtbar werden soll. Diese Forderung ist offenbar allgemeingesellschaftlich gut anschlussfähig: In einer ‚Erlebnisgesellschaft‘ (G. Schulze) ist auch die Kirche darauf angewiesen, eindruckliche, erinnerbare Erlebnisse zu vermitteln.
3. Dazu gehört, dass die Kirche, die die Taufe feiert und erinnert, als ein besonderer, den Alltag übersteigender Erlebnisraum konzipiert wird: Die Paten sind mehr als Familie und Freunde; die Taufe bildet spezifische Szenen, die zu Schlüsselszenen der religiösen Selbstklärung werden können; die Täuflinge werden als Gottesgeschenk, als Schätze der Gemeinde gewürdigt. Die Sozialität der Gemeinde repräsentiert auf diese Weise eine Alternative, ein spezifisch aufgeladenes ‚Mehr‘ gegenüber dem, wie die Einzelnen ihren Alltag, ihren familiären Nahraum, auch ihre schulischen und beruflichen Anforderungen erleben.
4. Diese Alternative bezieht sich schließlich, aber nicht zuletzt auch auf den Alltag der Ortsgemeinde: Das Tauffest findet nicht in der ‚normalen‘ Kirche, sondern an einem zentralen Ort statt; ihre Rituale müssen, so Raschzok, auch in ande-

ren gottesdienstlichen Orten wiedererkennbar sein. Die biographische Auseinandersetzung erhält ihre Schlüsselbedeutung (Müller) in seelsorglichen Begegnungen jenseits der Kirchengemeinde. ‚Konfi-Camps‘, in denen die Taufe erlebt und erinnert wird, führen in die Berge oder an die Küste, jedenfalls weit weg. Und ebenso geben die Paten der Erfahrung ‚ein Gesicht‘, dass es Glauben und Kirche auch jenseits der Gemeinde vor Ort gibt, ja sogar in anderen Ländern und Kulturen. Auf diese Weise markiert die Taufe – nochmals: idealiter, programmatisch – den ökumenischen Charakter der Kirche.

3. Tauf-Erfahrung, Tauf-Ideal und Kirchenbild bei Herrn Baumert

Regina Sommer hat kürzlich verschiedene Interviews mit Taufeltern geführt – unter der Frage, wie sie die Geburt und die ersten Monate mit ihrem Kind erlebt haben, wie sie den Tauf-Gottesdienst erinnern, wie die Kirche im Ganzen und welche Gottesbilder aus der Perspektive der Eltern wahrgenommen werden. Sommer hat diese Interviews sorgfältig interpretiert und dabei herausgearbeitet, dass die zentralen Themen der Tauftheologie bei den Eltern durchaus im Blick sind, wenn auch in eigener Färbung und spezifischer Perspektive⁴. Im Folgenden möchte ich eines dieser Interviews nutzen, um den Blick auf die ‚ideale‘ Taufe und auf das dabei implizierte Bild der Gemeinde weiter zu vertiefen.

„Herr Baumert ist zum Zeitpunkt des Interviews 34 Jahre alt. Er ist verheiratet mit Frau Baumert; beide sind kirchlich getraut. Das Paar hat zwei Kinder, Jacqueline (zweieinhalb Jahre) und Lukas (acht Monate). Anlass des Interviews ist die Taufe von Lukas, die vier Monate zuvor stattfand. Herr Baumert ist von Beruf Fahrer bei einer Getränkefirma. Er wohnt mit seiner Familie im Elternhaus seiner Frau in einer Kleinstadt. Oben im Haus wohnen die Schwiegereltern. Frau Baumert ist Verkäuferin von Beruf. Vor der Geburt ihres ersten Kindes hat sie dreizehn Jahre in einer Schuhfabrik gearbeitet. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie in Elternzeit. Wenn Lukas drei Jahre alt ist, will sie wieder anfangen zu arbeiten. Dann werden ihre Eltern bei der Betreuung der Kinder mithelfen.“ (a. a. O., S. 132)

Herr ‚Baumert‘ kommt also aus ‚einfachen‘ Verhältnissen; er hat eine distanzierte, aber selbstverständliche Beziehung zur Kirche. Das Interview findet im Esszimmer der Familie statt; die Schwiegereltern sind teilweise dabei – ein ganz familiärer Zusammenhang.

Die folgenden Abschnitte sind – von Sommer selbst – nicht nach der Abfolge des Interviews, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet: Zunächst geht es um Herrn ‚Baumerts‘ Verhältnis zur Kirche, dann um das Erleben des Taufgottesdienstes, schließlich um das (Haupt-) Motiv, die eigenen Kinder taufen zu lassen.

„B: Ja, ich hab’s ja eben nicht weitergesagt. Wie gesagt, ich bin nicht der notorische Kirchgänger, aber ich mach’ das für mich im Stillen. Stille Gebete und so weiter und so fort. Wenn ich nur mal’n Moment Ruhe hab’, kann’s passieren. Kehr’ ich mal kurz für mich ein, und dann ist das gut. Weil ich, wie gesagt, ich schaff’s zeitlich nicht.“

I: Hm, ja, ja.

B: Mal ab und zu, dann die Kleine fängt an und fordert.

I: Hm, hm.

B: Heute Morgen hat schon groß geguckt, dass der Papa zu Hause war.

I: Hm, schön (lacht). Nee, das sind dann auch wertvolle Momente, ne.

B: Unbedingt. (12/547-557)

[...]

B: Das war so ‘n richtiger Taufgottesdienst, die Kirche war vorher, dann sind wir mit den Täuflingen eingezogen, aber es waren sehr sehr viele. Also sie standen da mit drei Pfarrern.

I: Hm.

B: Ne, die jeder dann seine Täuflinge dann getauft hat.

I: Ach so, hm.

B: Ne, aber trotzdem.

I: Großtaufe (lacht).

B: Es war ‘ne richtig große Taufe. Ich glaub’, es war’n neun Kinder, wovon ein Ehepaar, die, der eine Junge ist schon Konfirmand und die Zwillinge, die die hatten, die war’n ja mit drei Täuflingen auf einen Schlag da, schätz’ ich auch mal, bestimmt schon auf vier Jahre.

I: Hm. Also war ein ganz unterschiedliches Alter.

B: Hm.

I: Hm.

B: Also war bunt gemischt. Überwiegend halt die Kleinen, aber ...

I: Hm, ah ja, klar, dann ging ‘s halt ganz um die Taufe.

B: Ging dann halt reihum.

I: Ja, hm. Hm, hm.

B: Fand ich auch ganz in Ordnung.

I: Ja.

B: Es war trotzdem schön. (12/222-243)

[...]

B: Was halt schad' war: Bei unserer Tochter haben die Kirchenmäuse gesungen und beim Lukas war'n sie net da.

I: Hm, das ist was? Was ist denn das Kirchenmäuse?

B: Das ist der Kinderchor.

I: Ach so, hm. Na ja, das war sicher schön

B: Das war klasse. Wobei da hatten se, oh, jetzt lassen Sie mich net lügen, ich glaub' 'n Referendar war das oder schon einer, der schon ausgeschieden ist.

I: Ein Vikar.

B: Oder Vikar.

I: Einer, der lernt noch.

B: Der hatte dann aber auch, auch noch'n schönes Lied dann, wo er die ganze Kirche mit aufgefördert hat, also es war dann auch schön. Kam gut an.

I: Ja? Aha.

B: Also von uns, was wir jetzt gehört haben von unserer Verwandtschaft her, das war klasse. (12/189-204)

[...]

I: Ja, wenn sie jetzt so an den Taufgottesdienst denken, gib'ts da irgendwas, was sich Ihnen besonders eingepägt hat, wo Sie sagen: Das war für mich so was, was ich mir gemerkt hab' oder wo ich so'n Bild hab', was bei mir hängen geblieben ist?

B: Ja, wie wir dann ans Taufbecken gegangen sind, wieder genauso wie bei unserer Tochter auch. Dann, der Pate hat ihn ja dann auf dem Arm gehabt.

I: Hm.

B: Und das Bild, das hat sich gut eingepägt, von beiden.

I: Hm, so wie dann, und was wurde dann noch gemacht am Taufbecken?

B: Ja, dann wurd' unser Junge getauft, wurde ein Taufspruch noch gesagt.

I: Hm, was war das für einer? Haben sie den noch so sinngemäß?

B: Och.

I: (lacht) Oder irgend'n Wort?

B: Ich hab' im Moment durch die Arbeit zu viel noch am Kopf.

I: Hm, ja, dann frag' ich Ihre Frau noch mal, ne. Ja.

B: Es war'n ziemlich kurzer.

I: Hm. Hm. ja, ist nicht so tragisch. Müssen wir jetzt nicht lang. Entweder kommt's Ihnen noch oder wir finden das schon noch raus. Genau, also das ist so das Bild, was Ihnen vor allen Dingen hängen geblieben ist.

B: Hm.

I: Sonst noch eins, irgendwas?

B: Ja, und dann wie dann die Kerze angesteckt wurde. Das sollte eigentlich unsere Tochter machen, das haben wir mit der Pfarrerin Ellwarth besprochen, die war auch mit einverstanden beziehungsweise sie hat gefragt. Aber sie wurde leider krank. (12/75-99)

[...]

I: Ja, wenn jetzt so 'n, sag' ich mal, 'n Freund von Ihnen, der vielleicht von dem Ganzen nicht so überzeugt ist, sagen würde: Sag' mir doch mal einen guten Grund, warum sollte ich denn jetzt mein Kind taufen lassen? Was würden Sie dann da spontan sagen?

B: Da würd' ich ganz spontan sagen: Das ist 'ne ganz einfache Geschichte. Für, ich gehör' zu der großen Familie dazu, wir bringen unsere Kinder so schon teilweise hin, und er, die Kinder gehören dann auch zu der großen Familie.

I: Hm, hm.

B: Ganz einfach. Und da muss ich ganz einfach sagen, ist jedem sein Entschluss.

I: Mit großer Familie meinen Sie jetzt Familie der Kirche?

B: Familie der Kirche.

I: Oder Familie Gottes praktisch.

B: Ja, natürlich, natürlich. Er soll halt dazugehören, ne. Es ist ja 'n Geschenk Gottes und er soll halt auch dazugehören, ne. (12/500-515)⁵

Es fällt zunächst auf, dass das Interview, obwohl einige Monate nach der Taufe und durch eine den Eltern fremde, freilich pastorale Interviewerin geführt, diverse Züge eines Taufgesprächs annimmt, etwa was das Unvermögen angeht, einen biblischen Spruch zu erinnern, oder im Blick auf den Versuch, das Motiv für die Taufe des Sohnes zu erläutern. Herr ‚Baumert‘ sieht sich, so scheint es, durch Thema und Setting in die Situation des Taufgesprächs zurückversetzt – auf diese Weise erhält der Text, bei aller Brechung, doch den Charakter einer ‚typischen‘ Szene⁶.

Fragt man wiederum, wie eine gelungene, eine ‚ideale‘ Taufe vorgestellt wird, so wird hier sehr klar markiert: Ein „richtiger Taufgottesdienst“ ist nicht mit dem Sonntagsgottesdienst identisch; vielmehr war „die Kirche ... vorher“. Der normale, kirchliche Gottesdienst ist vorbei, bevor der ‚eigentliche‘ Taufgottesdienst beginnt, in dem die Kinder und ihre Familien ganz im Mittelpunkt stehen.

Zu der gelungenen Taufe, auf die Herr ‚Baumert‘ zurückblickt, gehören sodann – wiederum – verschiedene sinnliche Eindrücke: der gemeinsame Einzug in die Kirche („es waren sehr, sehr viele“), die besonderen Lieder, ein Kinderchor (dessen Fehlen

bei der zweiten Taufe bedauert wird), der Gang zum Taufbecken und das Anzünden der Taufkerze. Viele dieser sinnlichen Erfahrungen sind mit eigener, nicht nur innerlichen Beteiligung verbunden: Es sind die Paten, die das Kind halten; und es ist die eigene Tochter, die die Taufkerze entzünden sollte.

Zum Bild der Taufe gehört sodann auch für Herrn ‚Baumert‘, dass das eigene Kind „auch zu der großen Familie [gehören]“ soll und dass diese Zugehörigkeit in einem besonderen, eindrücklichen Akt markiert und – vor großem Publikum – gefeiert wird.

Im Umkehrschluss lassen auch die *Irritationsmomente*, die der interviewte Vater markiert, sein Bild einer gelungenen Taufe erkennen. So zeigt er sich durch das die Vielzahl der Täuflinge, die noch dazu sehr unterschiedlich alt sind, etwas verunsichert. An einer anderen, hier nicht zitierten Stelle im Interview kommt er, in einem angedeuteten Akt der Identifikation, auf die Taufe eines 14-Jährigen zurück: „Nur ob der Junge sich in dem Moment so prickelnd gefühlt hat, weiß ich net.“⁷ Die Erfahrung, in der Öffentlichkeit zu stehen, wird offenbar ambivalent bewertet.

Kritisch, abwehrend sieht Herr ‚Baumert‘ auch die Forderung, sich an den Taufspruch erinnern zu sollen – es passt nicht zur Taufe, und eigentlich auch nicht zum Gespräch über die Taufe, wenn hier plötzlich ein prüfendes, an Schule erinnerndes Moment hereinkommt.

Eine dritte, wiederum höchst typische Abwehrreaktion hängt wiederum mit der Erfahrung der gottesdienstlichen Öffentlichkeit zusammen, der sich Herr ‚Baumert‘ nicht gerne ausgesetzt sieht. Normalerweise, so sagt er bezüglich seiner Religiosität, mache er „das für mich im Stillen. Stille Gebete und so weiter und so fort“: Er sei „kein notorischer Kirchgänger“. Gerade diese Formulierung markiert, wie Sommer herausarbeitet (a. a. O., S. 138), eine tiefe Ambivalenz, insofern ‚notorisch‘ zunächst einen negativen, an ‚notorischen Lügner‘ oder ‚notorischen Nörgler‘ erinnernden Beiklang hat. Der regelmäßige „Kirchgänger“, so scheint Herr ‚Baumert‘ zu unterstellen, agiert nur aus einer (schlechten) Gewohnheit und gerade nicht aus einer echten inneren Überzeugung. Angesichts einer Kirche, die – etwa anlässlich der Taufe – eine höhere, regelmäßige Präsenz im Gottesdienst zu fordern scheint, muss man sich, so scheint es, erst einmal rechtfertigen, indem man auf die eigene religiöse Praxis („stille Gebete“) verweist und indem man die Motive der häufigen, eben „notorischen“ Kirchgänger in Zweifel zieht. So wichtig die öffentliche Dimension

der Taufe ist – diejenigen, denen die liturgische Öffentlichkeit fremd ist, legen doch Wert darauf, (engagierte) Zuschauer zu bleiben und gerade nicht selbst, oder gar regelmäßig, als Akteure vereinnahmt zu werden.

Was schließlich das Bild der Kirche betrifft, das hier angedeutet oder vorausgesetzt wird, so sind vier Aspekte hervorzuheben. Zunächst wird auch hier die Kirche durch Hauptamtliche, durch die „Pfarrerin Ellwarth“ oder durch den Vikar repräsentiert, der die Taufe der ersten Tochter vollzogen hat. Sodann erscheint die Kirche wiederum dezidiert als eine „große Familie“; die Täuflinge und ihre Paten werden in einen großen, familiären Erlebnisraum einbezogen, zu dem man selbstverständlich gehört und selbstverständlich wahrgenommen wird – bei dem man aber auch akzeptiert, dass es „jedem sein Entschluss“ ist, wenn man persönlich auf Distanz bleibt.

Das Bild der Kirche als Familie impliziert allerdings – drittens – gerade nicht, dass man in der Kirche ständig präsent ist. Im Normalfall gehört die ‚Großfamilie‘ – im Unterschied zu den Schwiegereltern – eben nicht zum Alltag. So schön ein Familientag ist – jede Woche muss man ihn nicht haben, obwohl – oder weil – die Familie im Hintergrund das Leben durchaus prägt.

Recht komplex ist schließlich – viertens – die Vorstellung, inwiefern man in der ‚großfamiliären‘ Situation der Taufe selbst aktiv werden will. Hier kommt der Wunsch nach engagierter innerer Beteiligung, der in Sommers Interviews immer wieder deutlich wird, mit einer Zurückhaltung gegenüber einer zu starken persönlichen Exposition zusammen: Selbst nach vorne zu treten, ist mit viel Anspannung und auch Scham besetzt. Zugleich ist es aber durchaus wichtig, dass ‚eine/r aus der Familie‘ in den Vordergrund tritt, indem etwa die eigene Tochter die Taufkerze entzündet oder indem das eigene Kind, als der kleinste Täufling, vom Pastor (vom Pastor!) durch die große Kirche getragen wird. Eine solche öffentliche Präsentation, wenn auch nicht der eigenen Person, so doch der eigenen Familie wird durchaus gewünscht; sie muss aber in ein klares Ritual eingefasst und/oder durch das pastorale Handeln gerahmt sein. Es ist deutlich, dass das persönliche Verhältnis zum öffentlichen Raum der Kirche hier wohl auch ein Abbild des Verhältnisses ist, das man zu Gott selbst hat und haben möchte.

4. Folgerungen für die Theorie einer Kirche, die eine Pluralisierung der Taufe erfährt

Die Pluralisierung der Taufpraxis: die Auflösung der Selbstverständlichkeit im Blick auf das Taufalter, auf den Ort der Taufe und ihre gottesdienstliche Form, zwischen der Integration in den Normalgottesdienst und eigene Taufgottesdienste, dazu die veränderte Rolle der Taufpastorin, die bei einem Tauffest auch in einer pastoralen Gruppe erscheinen kann – diese Auflösung vieler Selbstverständlichkeiten der herkömmlichen Taufpraxis stellen offenbar auch das selbstverständliche Bild dessen, was eine Gemeinde, was die Kirche ist, in Frage. Aus dieser Verflüssigung des ‚Normalen‘ erklären sich wohl die starken normativen Impulse der diversen Taufprogramme, die kritische Fragen an die Praxis stellen und die – implizit oder explizit – ein Idealbild des kirchlichen Lebens im Ganzen markieren.

In der Zusammenschau der (ganz wenigen) hier betrachteten Beispiele für eine Eltern-Perspektive, die ebenso unter Eindruck der Pluralisierung stehen wie die gestrigen, eher programmatischen Überlegungen, formuliere ich sechs Aspekte bezüglich der – explizit oder implizit – normativen Orientierung, die sich aus der gegenwärtigen Taufpraxis für die taufende Kirche zu ergeben scheinen. Diese Liste ist gewiss nicht vollständig, sondern entfaltungs- und ergänzungsbedürftig.

Im Hintergrund meine Zusammenfassung steht eine bestimmte praktisch-theologische Theorie, derzufolge die (erfahrbare, empirische) Kirche unterschiedliche Sozialdimensionen aufweist, die gleichursprünglich sind und aufeinander verweisen. Diese Sichtweise⁸ sei hier erprobt und (hoffentlich) plausibel gemacht.

1. Angesichts der durchgehenden Betonung von sinnlichen Elementen, von eindrücklichen, Erlebnissen gilt offenbar: Die taufende Gemeinde muss inszeniert werden – durch Räume, durch spezifische Rituale, durch einprägsame Symbole. Dies scheint mir sozusagen mindestens in der Gegenwart ein ganz zentraler Aspekt zu sein: Die Kirche ist Inszenierung oder, etwas vorsichtiger gesagt, sie ist Darstellung des Glaubens. Von daher steht immer wieder die Frage an, wie diese Darstellung der Kirche im einzelnen Taufvollzug geschieht.
2. Die Gemeinde muss hier und jetzt als eine bestimmte soziale Erfahrung konkret werden: eine spezifische Gemeinschaft muss in Szene gesetzt, Gleichgesinnte müssen als solche deutlich werden, die ihre neuen Mitglieder willkommen hei-

Ben. Die große Familie muss tatsächlich auch als große Familie sichtbar werden, und zwar als Horizont für die ‚engeren‘ familiären Verbände der Eltern und Geschwister, der Paten, der weiteren Verwandten.

An dieser Erfahrung von konkreter sozialer Gemeinschaft wollen sich Einzelne offenbar durchaus beteiligen, nicht nur innerlich, sondern durchaus sichtbar: durch Beteiligung am Ritual, weniger mit persönlichen, ‚authentischen‘ Beiträgen. Die Gemeinde inszeniert sich demnach als Interaktion: als eine erfahrbare, auch mitgestaltete, und zwar rituell mitgestaltete Gemeinschaft.

3. Die Gemeinde soll in der Taufe bzw. in der Taufferinnerung als eine besondere Gemeinschaft erscheinen, die eine besondere Wirklichkeit markiert: jenseits des Alltags. Die Paten sind mehr als Freunde und Verwandte; Schlüsselszenen ereignen sich nicht jeden Tag; die Rituale der Kirche, auch ihre Fürbitten verweisen auf ein geheimnisvolles Jenseits. Und weil die Gemeinde etwas Besonderes ist, muss man eben nicht ständig hingehen, man muss kein „notorischer Kirchgänger“ sein.

Wie wird dieses Besondere der Gemeinde, also ihr Transzendenzbezug, ihr Bezug auf Gott in der Taufe in Szene gesetzt? Oder – nochmals normativ – wie sollte er in Szene gesetzt werden? Dies auch und gerade mit der Einsicht: Im Besonderen der Gemeinde bringt sich zum Ausdruck, dass da Gott mit im Spiel ist. Und Gott will man auch nicht jeden Tag begegnen.

4. Die soziale, und darin die theologische Besonderheit der Gemeinde, ihr Alternativ-Charakter wird nicht zuletzt in der Festlichkeit, der Feierlichkeit und Ritualität der Taufpraxis zum Ausdruck gebracht. Es ist demnach gerade der „Event“-Charakter der Taufe, wie er in den Tauffesten hervortritt, der markiert, dass Kirche auf mehr verweist also auf den Alltag.
5. Die Gemeinde, oder vielleicht besser: die Kirche ist etwas, was immer schon da ist. Von daher erklären sich die selbstverständlichen Erwartungen, die sich – etwa bei Herrn Baumert – mit der Taufe verbinden; von daher werden die alten Kirchengebäude und Wasserbrunnen, die alten Geschichten (Müller), auch das alte Buch – wie in Herrn Fischers Katechese für den Kindergarten – bedeutsam. Auch dieses Vorgegebene, immer schon Vorhandene muss in Taufpraxis deutlich werden, auch dort, wo die Taufe nicht in Kirche gefeiert wird: Vielleicht markieren auch die Strände und Flüsse, die Wiesen und Waldlichtungen dieses

Moment des immer schon Vorhandenseins der Kirche, das gleichsam Natürliche, Schöpfungsmäßige, oder – etwas abstrakter – die Institutionalität der Kirche, in die man mit der Taufe hineingenommen wird.

6. Die Kirche erscheint auch jenseits des einzelnen Taufvollzugs als eine immer schon daseiende soziale Größe, und darum auch als eine Sozialität, die künftig da sein, mitgehen, vergewissern und begleiten kann – wieder in Analogie zu einer großen Familie, die das ‚hier und jetzt‘ der Kleinfamilie übergreift. Deswegen sollte auch in der Taufe eine Kirche inszeniert werden, die auch jenseits der Ortsgemeinde, jenseits des lokalgemeindlichen ‚hier und jetzt‘ existiert. Insofern ist es m.E. durchaus sachgemäß, dass beim Tauffest mehr als ein Pfarrer agiert; dass die Kirche zugunsten anderer, ‚weiterer‘ Ort verlassen wird; dass auch die Paten von weither kommen und dies auch gesamt wird.

Zu dieser Inszenierung des Übergreifenden gehört dann auch eine Raumstruktur (Taufbecken, Kreuz, Altar etc.), die sich auch an anderen Stellen wieder findet. Die taufende Kirche wird auf diese Weise als eine Organisation erkennbar, die über die Gemeinschaft vor Ort hinausgeht und eben damit die Zusage von Gottes übergreifender Präsenz inszeniert.

Ich fasse zusammen, wonach man m.E. kirchentheoretisch fragen sollte: Wie kommt in der pluralisierten, der vielfältigten Taufpraxis eine Kirche zur Darstellung, die zugleich erfahrbare Gemeinschaft und übergreifende Organisation ist, die Gottes umfassende Begleitung eindrücklich, sinnlich, nachhaltig inszeniert, indem sie als Kirche immer schon (institutionell) erkennbar und präsent ist – und daher auch künftig, für die weiteren Taufwege der Einzelnen und ihrer Familien als präsent zu erhoffen ist?

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu jetzt Jan Hermelink: Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche, Gütersloh 2011.
- 2 Die im Folgenden skizzierten Einsichten beziehen die Kommentare ein, die während des Referats geäußert wurden – mit Dank an deren Tonaufnahme und sorgfältige Transkription durch die Evangelische Akademie Loccum!
- 3 Vgl. Ernst Lange: Chancen des Alltags, Stuttgart/Gelnhausen 1965, 79ff. 109ff.
- 4 Vgl. Regina Sommer: Kindertaufe – Elternverständnis und theologische Deutung, Praktische Theologie heute 102, Stuttgart 2009.
- 5 Sommer, a.a.O., S. 138. 141f. 142. 143. 145.
- 6 In der folgenden Auswertung sind wiederum einige Beiträge aus der Diskussion während des Referats auf der Loccumer Tagung eingeflossen.
- 7 Sommer, a.a.O. S. 146.
- 8 Vgl. mein in Anm. 1 genanntes Buch, bes. Kapitel 2.6: „Der praktisch-theologische Begriff der Kirche“.